

COLIN HARRISON
DIE ZÜGELLOSEN
THRILLER

Aus dem Amerikanischen von
Anke & Eberhard Kreuzer

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»You Belong To Me« bei Farrar, Straus and Giroux, New York.

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de*



Deutsche Erstausgabe September 2018
Droemer Taschenbuch
Copyright © 2017 by Colin Harrison
Published by arrangement with Sarah Crichton Books, an imprint of
Farrar, Straus and Giroux, LLC, New York.
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Kirsten Reimers
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: © FinePic / shutterstock
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30633-8

2 4 5 3 1

Für Sarah, für Walker, für Julia

Schneller wandelt sich das Bild einer Stadt
Als eines Menschen Herz.

Baudelaire, *Die Blumen des Bösen*

1

49. STRASSE WEST ZWISCHEN FIFTH UND SIXTH AVENUE, MANHATTAN

Am Anfang ihrer Geschichte und seiner Probleme stand Verlangen. Zügig eilte er mit Jennifer Mehraz durch die Straßen von Manhattan, nachdem er bis zum letzten Moment und dann nochmals drei Minuten länger in der Lobby der Kanzlei auf sie gewartet hatte, bis sie endlich in einem blauen Sommerkleid hereingerauscht war. »Paul, tut mir leid, ich hab kein Taxi bekommen –« Das Übliche. *Wir müssen uns beeilen.* Jetzt bahnten sie sich einen Weg durchs Rockefeller Center, wo es die Menschen zur Pause am Freitagmittag scharenweise nach draußen zog und das Arbeitsheer aus den Bürogebäuden von Manhattan – die Männer in Hemdsärmeln, die Frauen mit ausgestreckten nackten Beinen in der Septembersonne – jede freie Fläche einnahm und die überteuerten Sandwiches verzehrte, während man telefonierte, simste, sah und gesehen wurde. Von ihm nahmen die Leute kaum Notiz, von Jennifer umso mehr.

»Und man kann da einfach so rein?« In ihren hochhackigen Schuhen schritt sie erstaunlich weit aus, und der Wind drückte ihr das Kleid an den Körper. »Man braucht keine Eintrittskarte?«

»Nur wenn man mitbieten will.«

»Und? Bietest du?«

Paul nickte. »Aber sicher.«

»Und bekommst du den Zuschlag?«

»Will ich doch hoffen.«

Sie hatte Mühe, mit seinen zügigen Schritten mitzuhalten. »Gewinnst du immer bei Versteigerungen?«

»Nein. Aber ich verliere auch nicht oft.«

Sie überquerten die 49. Straße und gelangten, vorbei an den geparkten Limousinen und ihren Chauffeuren, die sich mit trostloser Miene rauchend die Zeit vertrieben, auf die Plaza von Christie's.

»Bleib einfach an meiner Seite«, sagte Paul zu ihr, als sie durch die Glastür des Auktionshauses traten. Am Empfang holte er seine weiße Bieterkarte ab, bevor sie sich in einen eleganten Saal begaben, in dem er für sie beide in einer Reihe im hinteren Drittel, unweit vom Gang, zwei Plätze fand – er zog es vor, im Rücken seiner Konkurrenten zu sitzen.

Sie waren von den üblichen Verdächtigen umringt: betuchten Leuten oder ihren wichtigtuersischen Vertretern. Seit nunmehr zwanzig Jahren kam er schon her, seit seiner Zeit als Junganwalt in einer riesigen Kanzlei sieben Blocks von hier, während der er sich jeden Tag gefragt hatte, wie lange es dauern würde, bis sie ihn wegen Faulheit oder Inkompetenz feuerten. Die Mitarbeiter des Auktionshauses hatten ihn seitdem oft genug zu Gesicht bekommen, um ihm bei seinem Erscheinen stumm zuzunicken. Dabei war er nur einer von vielen, die es immer wieder zu dieser Pilgerstätte trieb, einem Schatzhaus, wo in einem endlosen Aufgebot Weltwunder den Eigentümer wechselten, Kostbarkeiten aus dem Besitz von Kaisern und Königen, Präsidenten, Moguln, Dieben, Fanatikern und Visionären, um oftmals für den Rest des Jahrhunderts oder auch für immer in der Versenkung zu verschwinden. Sein Interesse an Picassos oder an Elizabeth Taylors Juwelen oder der gelegentlichen Stradivari hielt sich in Grenzen. Die neueste Handschrift von Leonardo oder eine Porzellanschale aus der Qing-Dynastie ließen ihn kalt. Für Paul gab es nur eins – alte Stadtpläne von New York. Er war Sammler, und das schon seit dem zehnten Lebensjahr. Wie viele Karten nannte er sein Eigen? Unzählige – die meisten von eher bescheidenem, einige wenige von beträchtlichem Wert. Und an diesem Tag kamen bei Christie's eine Reihe exquisiter Exemplare unter den

Hammer, darunter eine Karte, auf die er schon seit Jahren ein Auge geworfen hatte.

Jennifer sah zu, wie der Auktionator im Smoking sein Mikrofon zurechtrückte, während ein paar wohlhabende ältere Frauen hinter ihnen Jennifer in Augenschein nahmen. Vielleicht waren sie da, um zu sehen, wie sich ihre eigenen Erbstücke verkauften. In den letzten Jahren war so mancher große alte Familienbesitz in New York den Bach runtergegangen – für den Rest der Welt kein Grund zum Trauern. Jennifer hielt dem kritischen Blick der Damen offenbar nicht stand: eine Spur zu blond? Zu viel Bein? Zu viel Schulter? Der Diamant an ihrem Finger zu protzig und zu groß? Dies alles half bei der abschließenden Klärung der Frage, in welcher Beziehung sie zu ihrem Begleiter stand – ob sie Pauls junge Frau oder doch eher Geliebte war. In der Stadt wimmelte es von Geliebten. Vielleicht passte Paul ins Raster – ein wenig Flaneur, der charmante Bengel mit dem unverschämten Glück, noch im Besitz seiner vollen Haarpracht zu sein, sagte ihnen wahrscheinlich ihr Kennerblick. Andererseits eindeutig nicht stinkreich. Verfügte über gewisse Mittel, aber nicht das große Geld. Nicht mit diesen ausgetretenen Schuhen und dieser billig aussehenden Uhr. Überhaupt ein bisschen zerknittert und in die Jahre gekommen, definitiv über den Zenit. Aber die meiste Aufmerksamkeit zog Jennifer auf sich. Sie spürten wohl, dass sie nicht mit dem Silberlöffel im Mund geboren worden war, sondern sich nach oben gedrängelt oder geschlängelt oder geschlafen hatte. Vielleicht musterten sie Jennifer auch nur wegen ihrer Jugend so kalt.

Jennifer sah auf ihr Handy. »Ahmed lässt grüßen.«

»Wo ist er gerade?«

»Irgendwo über dem Atlantik.«

»Wann kommt er nach Hause?«

»Sonntag. Am Montag steigt unsere Benefizgala, hörst du?«

»Ich hab meine Eintrittskarten gekauft.«

»Aber am liebsten würdest du zu Hause bleiben?«

Er hasste diese Partys, alles daran, von Anfang bis Ende. Aber Jennifer und ihr Mann waren nun mal in die Wohnung gegenüber eingezogen – eins von diesen zu Wohlstand gekommenen jungen Paaren, geschäftlich und gesellschaftlich gut vernetzt, mit einem vollen Programm drei Abende die Woche, wenn Ahmed nicht gerade wieder zu seinem nächsten Deal auf Reisen war.

»Stimmt's?«, hakte sie nach.

»In früheren Jahren bin ich zu so was gegangen.«

»Und?«

»Die Krabben sind meistens recht gut.«

Sie beugte sich zu ihm herüber, und er roch ihr Parfüm. »Paul, schon mal drüber nachgedacht, dass es ganz amüsant sein könnte? Vielleicht triffst du sogar eine alte Flamme.« Sie nahm ihm das weiße, nummerierte Bieterschild aus der Hand, betrachtete es und wedelte probeweise damit, sodass ihre goldenen Armreifen leise klirrten. »Kommt Rachel?«

»Sicher.«

»Klar, sie kann dich ja nicht unbeaufsichtigt unter die Leute lassen.«

Sie warf ihm ein schalkhaftes Lächeln zu, das ihn total vom Hocker haute. Andererseits hatten ihn Frauen schon unzählige Male total vom Hocker gehauen, und er hatte es noch immer überlebt. Nach seiner zweiten Scheidung war er mit einer Reihe von Liebschaften auf die Nase gefallen. Offenbar fand er nicht den richtigen Dreh mit der Ehe, und es hatte meist un schön geendet.

»Sieh mal, wen haben wir denn da!« Jennifer zeigte auf drei ein wenig hektisch wirkende Männer mittleren Alters, die gerade angekommen waren und in denen Paul kaltblütige Antiquitätenhändler aus Paris, Schanghai und Dubai wiedererkannte. »Die sehen gewieft aus«, sagte sie. »Und tun alles, damit es keiner merkt.«

Sie war nicht mehr ganz so blauäugig wie noch vor einem Jahr, als sie und Ahmed Paul gegenüber eingezogen waren. Sie lernte schnell, auf dem Weg nach oben eine unverzichtbare Gabe. Ahmed war ein Senkrechtstarter und hatte es schon weit gebracht. Nach dem Abschluss in Yale mit gerade mal zwanzig hatte er mit vierundzwanzig je einen Master in Betriebswirtschaft und in Jura in Harvard hingelegt und arbeitete inzwischen als Anwalt und Finanzier in Personalunion. Überflieger, keine Frage. Entsprechend war er – ein Marktbherrscher in einer Metropole, in der es von seinem Kaliber eine Menge gab – von sich eingenommen. Drei Mal hatte Goldman Sachs versucht, ihn anzuwerben, und war abgeblitzt. Jetzt, mit zweiunddreißig, jettete Ahmed als Frontmann von einem Deal zum anderen um die Welt, für wesentlich ältere Männer, die es vorzogen, unerkannt zu bleiben. Paul hatte sich Ahmed zum heimlichen Studienobjekt erkoren. Wahrscheinlich hatte er sich zu diesem dämlichen Wohltätigkeitsabend nur breitschlagen lassen, um sich die neuesten Player auf dem Parkett der Reichen und Karrieremacher anzusehen, mit Ahmed als einem der kommenden Stars. Bei genauerer Betrachtung arbeitete Ahmed an den fließenden Grenzen zwischen Investmentbanken, Energiekonzernen und Regierung. Bei seinen Deals für mehrere Unternehmen zugleich fiel für ihn jedes Mal ein ordentlicher Batzen ab. Jennifers Mann hatte für Paul nicht besonders viel übrig; Pauls Sparte – Arbeits- und Einwanderungsrecht – rangierte auf seiner Werteskala ungefähr auf gleicher Höhe mit dem Servicepersonal, das jeden Abend seine Büroräume putzte. Lag Ahmed damit falsch? Ganz und gar nicht.

In Wahrheit kann mich Ahmed vor allem deshalb nicht leiden, dachte Paul, weil ich seine Frau besser verstehe als er. Paul wusste, wo sie herkam, wusste, was ihre letzten Sommersprossen und ihr leicht näselnder Pennsylvania-Akzent für sie bedeuteten. Er bezweifelte, dass Ahmed, Spross einer

reichen iranischen Immigrantenfamilie aus Los Angeles, wo die Mehrnaz inzwischen eine Regionalbank sowie zahlreiche Gewerbeimmobilien besaßen, je in Jennifers Heimatstadt Reading gewesen war. Immer auf der Überholspur, hatte er bereits das etwas längerfristige Ziel im Auge, der erste iranischstämmige Senator oder Gouverneur zu werden, wofür die Ehe mit einer gebürtigen Amerikanerin unverzichtbar war. Doch bis dahin gingen sicher noch ein paar Jahre ins Land; wenn es dann so weit war, hatte er zweifellos sein stattliches Vermögen gewinnträchtig angelegt und sich einen Namen gemacht. Hochgewachsen und schlank, aber nicht zu schmal, das schwarze Haar glatt zurückgekämmt, verströmte Ahmed Macht und Eleganz – mit zunehmendem Alter vermutlich umso mehr. Schon jetzt konnte er älteren Männern Ehrfurcht einflößen. Auf Partys hatte Paul beobachtet, wie die Männer nervös um Ahmeds Anerkennung buhlten, wie sie ihm die belanglosesten Nettigkeiten mit einem allzu devoten Grinsen dankten oder nickten, wenn es nichts zu nicken gab. Ja, wenn alte Männer junge Männer fürchten, das muss man gesehen haben!

Der Auktionsbeginn wurde angekündigt. Paul erinnerte Jennifer daran, dass die Handys abzuschalten waren, eine Vorkehrung gegen Gebotstreiberei mit Komplizen.

Sie reichte ihm die Bieterkarte. »Nimm mir die lieber weg, sonst stelle ich noch etwas Schlimmes damit an«, sagte sie scherzhaft. »Wärest du eigentlich ohne mich gegangen, wenn ich es nicht rechtzeitig zu dir in die Kanzlei geschafft hätte?«

»Ja.«

»Im Ernst? Aber ich bin doch dein *Date*.« Sie musterte ihn, und er sah in ihren strahlenden Augen einen Anflug von erotischem Vergnügen, gepaart mit dem Gefühl, nicht recht zu wissen, wo sie hingehörte. »Im Ernst?«, wiederholte sie.

Doch statt zu antworten, suchte er die Menge nach Konkurrenten ab und entdeckte ein paar andere inbrünstige Sammler

sowie eine Handvoll lokaler Investoren, die auf seltene Karten setzten oder sie für ihre Geschäftskunden erwarben, denn exquisite Stadtpläne und Karten waren inzwischen als inflations-sichere Anlagen im Investment-Portfolio ebenso geschätzt wie wertvolle Münzen oder Kunst. In ihrer kleinen Welt kannten sie sich alle, diese sammelwütigen Fetischisten antiker Tinte auf vergilbtem Papier; sie trafen einander in den Kartensammler-Vereinen, liefen sich in den überkauften Galerien Manhattans über den Weg, wo sie sich beiläufig erkundigten, ob die Einkäufer bei Haushaltsauflösungen in New England, im Süden oder im Mittleren Westen auf etwas Interessantes gestoßen seien. Ob irgendetwas Außergewöhnliches aufgetaucht sei. Was früher oder später *immer* der Fall war!

Was war der Antrieb für diese Sammelwut? Das Ende des Papiers. Schon immer hatten Menschen Karten gesammelt, doch jetzt wurden sie Zeuge eines schleichenden Todes. Es ging das Gerücht, einer der ölgetränkten saudischen Prinzen sei völlig durchgedreht und kaufe jede verfügbare Karte vom Mittleren Osten auf, jedes Dokument von der Region zwischen dem Suez-Kanal und den Gestaden von Oman. Geld spielte selbstverständlich keine Rolle. Für seine Leidenschaft ließ er Millionen springen. Zuletzt hatten die unerhört kostbaren Militärkarten von Arabien im Britischen Museum seine Begehrlichkeit geweckt, und möglicherweise war er mit seiner diskreten Anfrage nicht abgeblitzt. Mit gleicher Leidenschaft kauften die jungen chinesischen Moguln Karten von China, besonders von der Ostküste, wo sich in den letzten dreißig Jahren so viel geändert hatte – von umgeleiteten Flüssen über aufgefüllte Küstenstreifen bis zu pulverisierten Bergen. Bei amerikanischen Sammlern im Westen standen riesige mehrfarbige Karten von Texas hoch im Kurs – von denen Grenz- und Territorialverschiebungen im Landesinneren, etwa der Gebiete von Apachen oder Komantschen, abzulesen waren. Besonders riss man sich um Karten aus der Zeit von vor 1740,

auf denen Kalifornien als Insel erschien. Doch der gemeinsame Nenner quer über den Globus war der Niedergang des Papiers. Karten waren heute nur noch digitale Information, gepixelte Satellitenaufnahmen mit immer brillanteren interaktiven Funktionen und von atemberaubender Schärfe. Jedes Detail beliebig heranzuzoomen, hatte zweifellos seinen Reiz, doch mochten sie noch so sehr mit den aktuellsten Informationen und der neuesten Technik aufwarten, anfassen konnte man sie nicht. Sie waren von keiner Meisterhand gemacht. Kein kurzsichtiger armer Schlucker hatte ein gezacktes Blatt Hadernpapier auf eine mit Druckerschwärze eingefärbte Kupferplatte gepresst. Paul konnte sie weder berühren, noch zwischen den Fingern spüren; laufend auf den neuesten Stand gebracht, bewahrten sie *nichts*.

Gegen diesen Ansturm der Zeit sammelte er Stadtpläne von New York. Weil er sein ganzes Leben hier verbracht hatte? Nun ja, er war fünfzig, so alt, dass ihn spät abends, wenn er allein im Bett lag und auf die Sirenen in weit entfernten Straßen horchte, die Erinnerungen heimsuchten, so alt, dass einige der Karten in seinem Besitz, diejenigen aus dem späten zwanzigsten Jahrhundert, Stadtlandschaften festhielten, die er noch aus eigener Anschauung kannte: wo er als Junge in Brooklyn mit der von oben bis unten mit Graffiti übersäten U-Bahn der siebziger Jahre zur Public School gefahren war; wo er als College-Student an der Columbia den Barnard Girls, den Studentinnen des Frauen-College, hinterhergeschmachtet, wo er als frisch gebackener Anwalt, damals noch stets adrett gekleidet, Überstunden geschoben hatte. Doch die meisten seiner Pläne hielten ein New York fest, das längst Vergangenheit war und das kein Lebender mehr aus eigener Erfahrung kannte. So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich über den Verlust hinwegzutrusten, indem er die historische Stadt mit seiner Lupe betrachtete – 6X, für Chirurgen, ein deutsches Fabrikat. Hatte er sich eine Weile in einen solchen Stadtplan ver-

tieft, schaute er auf, richtete den Blick auf die Welt hinter dem Fenster und stellte sich vor, wie die Metropole aus Glas auf der aus Stahl auf den Grundfesten der City aus Backstein und diese ihrerseits auf der Stadt aus Holzbauten mit Eichendübeln und vierkantigen Eisennägeln hochgezogen worden war. Denn das war New York, ein immer unvollendetes Meisterwerk, immer wieder abgerissen und neu gewachsen, im Minutentakt von immer neuen Menschenschwärmen bevölkert, die über die Brücken und durch die Tunnel in die Großstadt kamen –

– so wie vor Jahren auch Jennifer Mehrnaz. Damals noch Jennifer Hayes, kam sie in einem Greyhound-Bus durch den Lincoln-Tunnel herein, mit nichts weiter als einer abgewetzten Reisetasche und einem Rucksack. Reading war eine unscheinbare, doch durch und durch amerikanische Stadt. Er war da gewesen, allerdings. Arm und alt, mit Fabriken, die entweder leer standen oder in Kürze abgerissen wurden. Inmitten von Maisfeldern und Trabantensiedlungen. Die Stadt verfügte über eine Jugend-Baseballmannschaft, das Bild prägten Männer, die Sattelschlepper reparierten, und übergewichtige Rentner, die sich bei McDonalds zum Frühstück trafen. Und doch wuchs ab und zu eine atemberaubende junge Frau in schwierigen Verhältnissen an einem Ort wie Reading auf und ging fort, um in Los Angeles, New York oder Las Vegas ihr Glück zu versuchen, in einer jener lichtdurchfluteten, lärmenden Städte mit der Verheißung des großen Gelds. Je schöner die Mädchen, desto ungewisser ihr Schicksal. Die Welt hatte immer Verwendung für sie, besonders für diejenigen, die nichts als ihre Schönheit mitbrachten, keine Bildung, keine Familie, kein Geld, und die dem Abgrund schon recht nahe gekommen waren. Im Lauf der Jahre war er – besonders zwischen Ehe Nummer eins und zwei – einigen davon begegnet und hatte mit eigenen Augen gesehen, wie taff und einsam sie oft waren. Sie trugen dieses große Loch mit sich herum – *Vater früh verloren, Mutter bipolare Persönlichkeitsstörung, Bruder vertickt*

Designerdrogen – oder dergleichen. Er und Jennifer hatten darüber geredet, wie sie aufgewachsen war, und ihm war der Gedanke gekommen, ob sie vielleicht nur deshalb so gerne mit ihm sprach, weil sie spürte, wie mit jedem Jahr, das ins Land ging, Ahmeds Selbstverständnis, Reichtum und gesellschaftlicher Aufstieg immer mehr ihr eigenes Leben prägten und sie ihrer Herkunft entfremdeten. Ihre Mutter, eine Lokalschönheit, war ein ums andere Mal an die falschen Männer geraten. Seines Wissens hatte Jennifer keinen Kontakt mehr mit ihr. Und gegenüber Ahmed hielt sie sich, wie sie Paul gestanden hatte, mit Einzelheiten über ihre Vergangenheit eher bedeckt, da er sie, wenn doch einmal etwas zur Sprache kam, schief ansah. Es war klüger, hatte sie schnell begriffen, zu erzählen, sie habe, bevor sie nach New York kam, um sich dort eine Arbeit zu suchen, »an der Penn studiert«. Und das war nicht einmal gelogen, nur dass zwischen ihrer Ankunft in New York und dem Tag, an dem sie Ahmed kennenlernte, eine Lücke von zwei Jahren klaffte. Ob Ahmed viel über diese Jahre wusste? Paul schätzte, eher nicht.

»Bist du so weit?«, fragte ihn Jennifer, als sie sah, wie sich der Auktionator mit seinen Assistenten verständigte.

»Zuerst sind die französischen und britischen Karten dran.«

Zum Verkauf stand die vollständige Privatsammlung Hingham, über mehr als ein Jahrhundert mit Fleiß zusammengetragen, zuerst von einem britischen Kapitän zur See, danach vom Sohn und vom Enkel. Die amerikanischen Nachfahren hatten, so hieß es, ihr stattliches Erbe auf jede erdenkliche Weise durchgebracht, von kurzsichtigen Spekulationsgeschäften über Medikamentenabhängigkeit und Sexsucht bis zur elendigen Euphorie des Alkoholismus. Damit nicht genug, waren sie auch noch auf ein paar ausgefallene Methoden verfallen, ihr Geld in den Sand zu setzen, wie etwa die großangelegte Finanzierung von Avantgarde-Filmen, die kein Mensch verstand, oder üppige Spenden an religiöse Charismatiker,

weshalb sie sich schließlich genötigt sahen, die Sammlung hunderter Karten zu verscherbeln, mit einem Schätzwert von summa summarum über sechzig Millionen Dollar. Der gute alte Captain Hingham, zu Lebzeiten mit langem Bart und seit 1904 mausetot, hatte in allen Häfen, die er anlief, so konnte man in Christie's Katalog nachlesen, Karten gekauft, selbstverständlich in Europa, aber auch in Afrika, Indien, den Küstenstädten Ostasiens und in Australien. Zur Aufbewahrung hatte er sie zwischen zwei Lagen sauberen japanischen Reispapiers aufgerollt, in überschüssige, von der britischen Marine gekaufte Granatenhülsen aus Messing gesteckt und zuletzt gegen Feuchtigkeit, Licht, Insekten oder menschliche Langfinger fachmännisch mit Musselin und Wachs versiegelt. Jede lange Messinghülse war mit einem Schildchen versehen, auf dem er Alter, Maße, Provenienz und Kaufpreis festgehalten hatte. Immer wenn er zweimal im Jahr in sein Cottage an der Küste von Nord-Yorkshire heimkam, hatte er die neuen Karten sowie seine Logbücher (gleichfalls mit Wachs versiegelt) in einer Nische in seinem knochentrockenen Keller verstaut. Und dort blieben sie, ungeöffnet und wie Weinflaschen in Gitterregalen aus Mahagoni, während sein Sohn und sein Enkel, beide bei der britischen Handelsmarine, die Sammlung fortlaufend erweiterten, ohne je nachzusehen, was schon da war. Erst in den späten sechziger Jahren barg eine Ururenkelin die unter dem Haus gelagerten Hülsen und förderte mit der Sammlung einen spektakulären Schatz zutage. Bei den Karten des wackeren Captain Hingham war für jeden Geschmack etwas dabei, darunter ein halbes Dutzend Pläne vom alten New York.

Paul interessierte sich allerdings nur für einen einzigen davon. Er war etwa hundertfünfzig Jahre alt und faszinierte ihn schon lange: der persönliche, großformatige Stadtplan von Manhattan, gedruckt von D. T. Valentine. Von 1841 bis in die frühen siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hinein

hatte Valentine, ein penibler, stattlicher Mann mit Mittelscheitel, unter dem Titel *Handbuch des Stadtrats von New York* Jahr für Jahr einen spektakulären Band herausgegeben. Die kleinen, dicken Bücher enthielten statistische Daten sowie Berichte über die Bautätigkeit und wurden an wohlhabende Geschäftsleute, Politiker und andere Honoratioren vertrieben, die nicht selten ihren Namen in Gold auf die Buchrücken prägen ließen. Die Jahressbände waren aufwändig mit handkolorierten Stichen von Szenen aus dem städtischen Leben illustriert und außerdem mit historischen wie auch aktuellen Faltkarten von New York bestückt. Pflichtschuldig hatte Paul jeden Jahresband erworben.

Doch D. T. Valentine hatte zudem eine persönliche, großformatige Version seiner Aufrissdarstellung der Insel von Manhattan anfertigen lassen, auf der er die genauen Positionen von Lokalen, gut beleumundeten Bordellen, Kirchen, Schulen, Feuerwehren, Irrenanstalten und Friedhöfen (einschließlich jener für Schwarze, Quäker und Juden) eingezeichnet und koloriert hatte. Die meisten Karten aus jener Zeit waren nicht größer als sechzig mal neunzig Zentimeter, wohingegen diese Schönheit, die Pauls Herz höher schlagen ließ, unglaubliche hundertvier Zentimeter breit und hundertdreiundsechzig Zentimeter hoch war. Die Existenz von zwei Fassungen war belegt: eine weniger prächtig ausgestattete in der New York Public Library und eine zweite in der Sammlung Hingham, 1887 für drei Dollar in Gold aus dem privaten Nachlass Valentines erworben. Die Umrahmung der Karte zierte ein Inder und ein eleganter New Yorker mit Zylinder auf je einer Seite des mit einem goldenen Adler beziehungsweise Bieber bekrönten Globus. Auf den Gewässern des Hudson und des East River drängten sich Zeichnungen der bekanntesten Segelschiffe der Zeit, und die Docks waren mit den Namen der Schiffslinien versehen, die hier ihre Ladungen löschten. Dort, wo das rasante Wachstum der Metropole

in die liebliche Landschaft übergang – ungefähr an der heutigen 90. Straße –, hatte Valentine nicht widerstehen können, jedes Gehöft, das auf der Insel Manhattan noch vorhanden war, zu vermerken, ja, er hatte wahrhaftig mit Reihen winziger Apfelbäume markiert, wo die Obstgärten lagen. Paul wusste sogar, wie viele es waren – auf dem hochauflösenden Scan der Karte, den das Auktionshaus bereitstellte, hatte er nachgezählt; die Detailversessenheit und Präzision waren schon fast obszön.

Es gab triftige Gründe, dass er nach dieser Karte lechzte, jeder für sich ein unwiderstehlicher Anreiz. Erstens: Sie war selten, vollständig, schön und prächtig illustriert, jeder ernsthafte Sammler leckte sich alle Finger danach. Andererseits traf das auf vielleicht ein Dutzend Karten zu, die jedes Jahr auf dem Markt auftauchten. Zweitens – der Hauptreiz für Fanatiker: Mit ihrer Größe bot der Plan reichlich Platz für Anmerkungen und Markierungen nach Valentines persönlichem Belieben, was ihn zum Beispiel dazu bewogen hatte, auf bestimmten Straßen das Kommen und Gehen von Persönlichkeiten festzuhalten, die er der Dokumentation für würdig befand – wie zum Beispiel eine hauchdünn schraffierte Linie die Bowery entlang, mit der Beschriftung: *Route von Mr Charles Dickens aus England bei seinem ersten Besuch der Vereinigten Staaten 1842*. Zehn Blocks weiter nördlich stand, neben der eingezeichneten Great Hall der Cooper Union, die Anmerkung: *Rede von A. Lincoln im Februar 1860*. Und schließlich hatte Valentine nach persönlichem Ermessen Lokale, Bars, Schenken und Häuser von zweifelhaftem Ruf vermerkt, so an der Bleecker, Ecke »Broad-Way« ein Lokal, das W. E. Reeves, Pauls Ururgroßvater gehört hatte, dessen eigene kümmerliche Dokumentation sich auf einen wertlosen, von Mäusen angenagten Stoß Papiere beschränkte. Fantastisch. *Unwiderstehlich*. Ach, wie er sich diese Karte wünschte –

– was für ein prosaisches Wort, *wünschte*. Völlig unzuläng-

lich, um seine Empfindung zu beschreiben. Er wollte, er begehrt diese übergroße Karte, er *musste* sie haben, er schmachete, fieberte danach, sie stand ihm zu. Er wollte sie anfassen und riechen und besitzen, mit dem Finger die festen Kanten entlang streichen. Das Gefühl war ihm nicht neu – ähnlich vereinnahmend war er gegenüber Frauen gewesen wie auch bei Schlachten vor Gericht. Im Grunde seines Herzens war er nicht anständig und gesittet, auch wenn er vielleicht den Eindruck machte. Die Kultiviertheit, die er an den Tag legte, ging nicht sehr tief, unter dem dünnen Firnis kam etwas anderes zum Vorschein, ein härterer, primitiverer Mann, triebgesteuert, impulsiv, statt vernunftgeleitet. Seine zweite Frau, selbst keine Mimose, hatte zu ihm gesagt: »Paul, du machst einen netten Eindruck, aber in Wahrheit bist du ein verdammter Mistkerl.« Leugnen war zwecklos.

In diesem Moment eröffnete der Auktionator das Verfahren, und unter allgemeinem Applaus wurde die erste der Hingham-Karten, ein riesiger *Plan de la Rivière Seine à Paris* präsentiert. Eine spektakuläre Karte mit einem detailliert eingezeichneten Jardin des Tuilleries, die zwölf Brücken über die Seine durchnummeriert und separat aufgelistet. Wenn man Pariser war, ein exquisiter Leckerbissen. Die Gebote kamen zuerst verhalten, schnellten jedoch schon bald in Zehntausenderschritten steil nach oben, sodass sich im Saal die Spreu vom Weizen trennte.

»Sieh dir das an«, sagte Jennifer. »Die Franzosen waren –«

»Die besten Kartografen ihrer Zeit«, sagte er.

»Wunderschön«, flüsterte Jennifer, ihre schimmernden Lippen dicht an seinem Ohr.

»Aber nichts für mich.«

Links und rechts von ihnen schnellten die Tafeln hoch, und der Auktionator ließ sich von den Mitarbeitern die Telefongebote nennen. Just in diesem Moment merkte Paul, wie in den Reihen hinter ihnen Unruhe entstand. Um nicht zu verpassen,

ob sich einer der Händler aus Manhattan an die Paris-Karte heranmachte, achtete er nicht darauf. Bis Jennifer diesen Laut von sich gab – einen kurzen, erstaunten Aufschrei.

Sie hatte sich umgedreht. Vier Bieter weit entfernt stand im Gang ein kräftig gebauter junger Mann in sandfarbenem Tarnanzug. Er war groß, kernig, gut aussehend, und dieser Mann starrte Jennifer erwartungsvoll, fast herausfordernd an. Auf jeden Fall so, als würde er sie sehr gut kennen. Er hatte große, schwielige Hände. Den neugierigen Blicken der Bieter, die auf ihn aufmerksam geworden waren, schenkte er ebenso wenig Beachtung wie dem abschätzigen Getuschel einiger Frauen hinter ihnen.

»Wie kommt –?«, flüsterte Jennifer, als wüsste sie genau, welche Strecke dieser Mann bis hierher zurückgelegt, ja sogar, was er auf sich genommen hatte, um jetzt vor ihr zu stehen. Ein wenig benommen, wie es schien, erhob sie sich von ihrem Platz, und der Blick, mit dem sie Paul ansah, zeugte zugleich von unaussprechlichem Kummer und einem noch stärkeren Gefühl, gegen das sie machtlos war. Paul wartete auf ein Wort der Erklärung.

Doch Jennifer sagte nichts, sondern drängte sich, ohne sich zu entschuldigen, unbeholfen an den vier Personen zwischen ihr und dem Gang vorbei und fiel dem Mann an die Brust. Er nahm sie in die Arme und legte ihr das Kinn auf den Kopf, doch statt im Moment des Wiedersehens die Augen zu schließen, ließ er aggressiv den Blick über die Zeugen der Begegnung schweifen und beäugte besonders argwöhnisch Paul. Wagt es nicht, euch einzumischen, war die unmissverständliche Botschaft. Paul wartete darauf, dass Jennifer sich noch einmal zu ihm umsahe, wurde jedoch enttäuscht. Die beiden wendeten sich zum Gehen, und Jennifer, bezaubernd in ihrem Sommerkleid, schmiegte sich an den Mann wie jemand im Rausch, der Halt sucht oder braucht.

Verblüfft saß Paul da. Die Minuten vergingen wie im Flug, und während er seine Erinnerungen an die Gespräche mit Jennifer nach irgendeinem Hinweis auf diesen namenlosen Mann durchforstete, vergaß er, wo er war. Ein Bruder oder Cousin konnte er nicht sein, da war sich Paul sicher, trotz des ähnlichen Teints, denn die Art, wie sie dem Mann in die Arme gesunken war, zeugte von einer ganz anderen, physischen Vertrautheit. Und wie konnte der Fremde wissen, wo er sie finden würde? Jennifer war von ihrer Wohnung direkt zu Paul in die Kanzlei gekommen. Außerdem hatte sie nicht mit dem Mann gerechnet, sondern entgeistert reagiert. An einem Ort wie New York trifft man nicht zufällig auf einen früheren Liebhaber – falls er das war. Die Stadt ist zu groß, die Wahrscheinlichkeit einer zufälligen Begegnung äußerst gering ...

In diesem Augenblick hörte Paul, wie der Auktionator zum nächsten Versteigerungsobjekt kam, und er sah instinktiv in seinen Katalog. Hatte er wahrhaftig nicht aufgepasst? War die Schlacht der Chinesen um Captain Hinghams Karten von Schanghai schon entschieden? Soeben war die D.-T.-Valentine-Karte an die Reihe gekommen – mein Gott, wach auf! –, und in den nächsten Minuten wedelte er wie wild mit seiner Bieterkarte, fest entschlossen, das verdammte Ding zu kaufen – um jeden Preis und ohne den Nervenkitzel des Wettstreits zu genießen. Er hatte sich darauf gefreut, Jennifer neben sich zu haben, wenn er den Zuschlag für dieses großartige Dokument bekam, stattdessen war sie verschwunden und hatte ihn irritiert und verwundert zurückgelassen. Unverdrossen riss er seine Karte hoch. Die anderen ernsthaften Bieter – die Sammler und ein Händler – sahen seine fanatische Entschlossenheit und gaben auf. Zum Ersten, zum Zweiten, zum ... *peng*. Verkauft an den großen Mann mit der finsteren Miene.

Als Paul später die Papiere mit dem Zuschlags- und dem Aufpreis unterschrieben hatte und aufstand, um den Saal zu verlassen, kam ein korpulenter junger Mann auf ihn zu.

»Mr Paul Reeves?«

»Ja?«

»Ich arbeite für Robert Gibbs.« Ein prominenter Rechtsanwalt für Erbrecht, der den Nachlass reicher Leute abwickelte. »Wir hatten gehofft, Sie heute hier bei dieser Auktion anzutreffen.«

»Und da bin ich nun.«

»Mr Gibbs hat mich angewiesen, Sie zu finden und Sie, streng vertraulich, wissen zu lassen« – der junge Mann beugte sich vor – »dass der Gesundheitszustand von Mr James Stassen ... bedenklich ist, dass er, ähm, zur Sorge Anlass gibt.«

»James McKinley Stassen?«

Der junge Mann nickte stumm.

Nun war Paul hellwach, wie elektrisiert. Der Eigentümer der Stassen-Ratzer-Karte von New York? War das möglich? Seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen? Handkolorierter Kupferstich, hundertzwanzig mal neunzig Zentimeter? Die Ratzer, 1766 in Auftrag gegeben, war die beste Karte von einer amerikanischen Stadt, die aus dem achtzehnten Jahrhundert erhalten war, und von höchstem Seltenheitswert. Angefertigt hatte sie Lieutenant Bernard Ratzer, Pionier im Royal American Regiment. Stassens Exemplar hatte eine bemerkenswerte Geschichte und war zufällig, verschwommen im Hintergrund eines Schwarzweißfotos, in einem Artikel des *Life Magazine* aus den vierziger Jahren über die Damen der feinen New Yorker Gesellschaft aufgetaucht. Paul besaß eine Kopie dieses Artikels in seinen Akten. Die Stassen-Ratzer-Karte. So viel wert wie tausend rare Valentines!

»Ich wusste nicht, dass er noch am Leben ist.«

»Es ist davon auszugehen, dass Mr Stassen nicht, nun ja, dass er nicht mehr sehr lange lebt.«

Der junge Mann überreichte Paul eine Visitenkarte. »Mr Gibbs wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie sich, sobald es Ihre Zeit erlaubt, mit ihm in Verbindung setzen würden. Je früher, desto besser.«

Jetzt war es an Paul, die Stimme zu senken. »Dann soll der mögliche Verkauf stattfinden, bevor Stassen stirbt?«

»Alles Nähere erfahren Sie von Mr Gibbs.«

Er verstand das als ein Ja. »Mein Kompliment an Ihren Vorgesetzten, dass er mich gefunden hat. Ich würde mich gerne am Montag oder Dienstag mit ihm treffen.«

»Anfang nächster Woche muss sich Mr Sassen in seiner Wohnung einer ärztlichen Behandlung unterziehen. Der früheste Termin wäre folglich Mittwochmorgen um neun.«

»Gut, gut«, sagte Paul. »Ich werde da sein.«

»Wir schlagen vor, dass Sie sich an Mr Stassens Wohnsitz treffen.«

Weil sich die Karte dort befindet, dachte Paul. »In Ordnung.«

Der Mann zog einen Zettel hervor. »Die Anschrift, an der Park Avenue. Mr Gibbs erwartet Sie um neun in der Eingangshalle.«

Paul faltete das Papier zusammen und steckte es in die Tasche. »Vorausgesetzt natürlich, dass Mr Stassen nicht schon früher von uns geht.«

Auf seinem Heimweg zur 66. Straße West versuchte er, sich darüber zu freuen, dass er die Valentine-Karte ergattert hatte, doch, wie er sich eingestehen musste, wanderten seine Gedanken immer wieder zu der verblüffenden Neuigkeit zurück, dass die Stassen-Ratzer zu haben war. Was stimmte nicht mit ihm? Acht Jahre lang hatte er die Valentine-Karte verfolgt. Jetzt gehörte sie ihm! Und? Konnte er darüber nicht ein bisschen glücklich sein? War er so ein materialistischer Vollidiot, dass er sich schon nach der nächsten Beute die Lippen leckte?

Wenn das nicht krankhaft ist, dachte er. Ich bin ein gottverdammter, bemitleidenswerter Landkarten-Junkie, ein Mann in mittleren Jahren, der altes Papier an sich rafft. Aber ... aber nein! – nein, die Stassen-Ratzer-Karte war solche Seelenqualen wert! Falls die Gerüchte, die wenigen Augenzeugenberichte, die es über die Jahre gegeben hatte, stimmten – wie gesagt: falls! –, dann war das nicht etwa eine von vielen New-York-Karten, sondern der Halleysche Komet und Michael Jordan und Sophia Loren und John Lennon und Angkor Wat in einem. Es gab nur eine, *nur diese eine!* Konnte er sich die Stassen-Karte leisten? Nein. Unmöglich. Das heißt, schon, wenn er bereit war, Opfer zu bringen. Er würde eine Hypothek auf seine Wohnung aufnehmen oder Aktien verkaufen müssen. Doch das brauchte Zeit; der Verkäufer würde auf einer schnellen Bezahlung bestehen. Als Alleineigentümer seiner Kanzlei konnte Paul die Firma beleihen, natürlich regelwidrig, aber nicht direkt illegal. Jedenfalls machbar. Ein paar Papiere aufsetzen und unterschreiben. Vielleicht würde er die Karte testamentarisch dem Smithsonian vermachen, ein Gebot des Anstands. *Aus dem Nachlass von Paul Reeves*. Ein angenehmer Egokitzel. Wieso hatte Stassen das nicht getan? Keine Ahnung. Paul wurde bewusst, dass er seinen Anzug durchschwitzte, während er schneller als nötig ausschritt und eine Eile an den Tag legte, als müsse er dringend zu einem Termin. Und dann kam an der nächsten Ecke schon sein Wohngebäude in Sicht, ein achtundfünfzigstöckiger Stapelbau, mit einem u-förmigen Grundriss und zwei spiegelbildlichen Wohnungen auf jeder Etage, der Fahrstuhlschacht am Bogen des U.

»Tag, Sir«, murmelte Parker, der Pförtner.

Paul fand dessen Uniform lächerlich und vermutete, dass Parker ähnlich darüber dachte, denn er wirkte so, als werde seine Persönlichkeit von dieser gestärkten Jacke und gestreiften Hose erdrückt. In diesem Moment allerdings fragte sich Paul, ob er soeben tatsächlich gesehen hatte, wie es in Parkers

Augen blitzte – etwas Belustigendes an Paul, das er für sich zu behalten wusste, weshalb er sofort wieder in den gewohnt gleichmütig höflichen Modus wechselte.

Der Fahrstuhl hielt auf dem siebenundvierzigsten Stock. Jennifers und Ahmeds Wohnung, 47 Ost, befand sich rechts, Pauls, 47 West, links. Die beiden würden nur noch für kurze Zeit in ihrem Vierzimmerapartment bleiben, vermutete Paul. Bei ihrem rasanten Aufstieg war es nicht mehr standesgemäß, und in ein, zwei Jahren, vielleicht nach dem ersten Kind, würden sie mit Sicherheit in ein bedeutend größeres Domizil wechseln, vielleicht westlich vom Central Park oder in das neue Gebäude in der 57. Straße, dessen Penthouse gerade für hundertzwanzig Millionen Dollar an die Tochter eines russischen Oligarchen verkauft worden war. Er sah, dass bei Ahmed und Jennifer die Wohnungstür offen stand, nur ein paar Zentimeter, als habe jemand beabsichtigt, sie zu schließen, sei aber nicht ganz bei der Sache gewesen. Das war nicht das erste Mal und bedeutete meistens, dass Jennifer hastig in die Lobby hinuntergefahren war, um Besuch oder eine Lieferung in Empfang zu nehmen. Er machte einen Schritt Richtung Tür, stellte fest, dass drinnen kein Licht brannte, und horchte einen Moment. Nichts. Er ging zu seiner eigenen Tür ein paar Schritte weiter auf der anderen Seite.

Ursprünglich hatte auch seine Wohnung über vier Zimmer verfügt, doch er hatte Wände herausreißen und sie zu einer Zweizimmerwohnung mit einer großen Galerie umbauen lassen. Das Gebäude war so konzipiert, dass sämtliche Apartments durch ihre östlichen Fenster Tageslicht empfangen. Die beiden Enden des U lagen nur dreizehn Meter auseinander, und bei ausreichend Licht konnte man über diesen Zwischenraum hinweg in die großen Panoramafenster der spiegelbildlichen Wohnung gegenüber blicken. Morgens konnte man von den östlichen Wohnungen aus in die sonnendurchfluteten Räumlichkeiten im Westen spähen und am Nachmittag um-

gekehrt. Nur nicht bei Paul, denn dort befand sich seine Kartengalerie, und er hatte die Fenster an dieser Seite mit Lamellenjalousien ausgestattet, die so gut wie kein Sonnenlicht hereinließen.

Dafür gab es einen einfachen Grund: Sonnenlicht beeinträchtigte Karten, besonders die kolorierten. Obwohl alle seine Schätze durch Ultraviolettglas geschützt waren, sorgte er lieber doppelt vor.

Sein privates Museum blieb vor den Augen der Welt verborgen. Er hatte deckenhohe Ausstellungswände einziehen lassen, an denen seine Karten hingen. Angeordnet waren sie chronologisch – beim Betreten des Raums fand man sich im achtzehnten Jahrhundert wieder – der Zeit, in der die ersten Karten von New York, oftmals mit Feder und Tinte per Hand, angefertigt worden waren – und gelangte am Ende in die Gegenwart. Hier und da hatte er zwischen den Exponaten Lücken gelassen, die er hoffte, irgendwann einmal zu füllen. Und was war er jetzt glücklich, die Valentine-Karte zu besitzen! Es war ein beglückendes Gefühl, die Karten der Reihe nach abzuschreiten. Für ihn war es eine Reise durch die Zeit. Er hatte vor Augen, was früher geschehen war. *Besäße er doch nur jede Karte, die je von New York gezeichnet worden war!* Allein die Vorstellung war ein wenig schwindelerregend; mit dem Besitz sämtlicher Karten wäre alles sein, jeder Block, jede Straße und Gasse, jeder schmale Durchgang, einfach alles, ein göttlicher Schatz, eine Sammlung, die es gar nicht geben konnte und natürlich auch nicht gab. Was der Sache am nächsten kam, waren die gesamten Bestände der New York Public Library, doch obzwar die Kuratoren dort zu diesem annähernd allumfassenden Fundus Zugang hatten, *besaßen* sie ihn nicht und somit auch nicht das verbrieftete Recht, sie zu vernichten. Es stand ihnen nicht frei, alles einfach abzufackeln, Paul hingegen schon, falls er je auf den irrsinnigen Gedanken verfiel, seine Schätze zu vernichten. Denn der Sammler sammelt, um zu *haben*. Die

Sammlung zu besitzen, ihr zu huldigen, über sie zu verfügen – zu sagen, das gehört mir und niemandem sonst.

Da die Jalousien an den Fenstern seines Kartenzimmers zu jeder Tages- und Nachtzeit verschlossen waren, hatten die Bewohner der Wohnung gegenüber längst ihre Hemmungen verloren. Nur selten nutzte er diese Exponiertheit aus. Doch jetzt ließ er sich von seinem Instinkt oder seiner Neugier verleiten, ans hinterste Fenster zu treten, Jennifers und Ahmeds Schlafzimmer direkt gegenüber, und im Schutz der Dunkelheit sacht zwei Lamellen in Augenhöhe leicht zu spreizen.

Er sah sie.

Der große, blonde Soldat lag auf Jennifer, sie hatte die langen Beine um seine Taille geschlungen, die Arme um seine Schultern. Das Licht reichte noch aus, um den gewellten Kamm seiner sonnengebräunten Muskeln entlang der Wirbelsäule zu erkennen und den Hintern, der sich senkte und hob und wieder senkte, während er sich in ihr bewegte. Der Rhythmus weder zu langsam noch zu schnell. Von ihrer Jugend und Begierde gerührt sah Paul ihnen zu. Auch er war einmal so jung, so vital gewesen. Wir alle, redeten wir uns zumindest ein. Doch auch wenn er beim Anblick ihrer Kopulation ein wenig ins Träumen geriet, konnte er darüber nicht gewisse Lektionen vergessen, die ihn in seinem eigenen Leben, mehrere umtriebige Jahrzehnte lang in dieser Stadt, wiederholt sehr teuer zu stehen gekommen waren, und nicht nur ihn: Auf seinen Streifzügen war er vielen Männern und Frauen begegnet, die, während sie in vorhersehbarer Unausweichlichkeit ihr Leben ruinierten, unbeirrbar glaubten zu wissen, was sie taten, die Risiken realistisch abzuwägen, Geheimnisse zu hüten, die eigenen Gefühle richtig einschätzen zu können. Doch da waren Jennifer und ihr Soldat, in heimlichem Glück vereint, und obwohl er sich für sie freute – im Ernst, wie konnte man Liebenden einen Vorwurf machen? –, beschlich ihn die Frage, ob dieser Moment vielleicht dennoch Unheil verhiess,

gewiss für Jennifer Mehrnaz und ihren Mann, vielleicht sogar, wer weiß, auch für ihn selbst.

Er ließ die Lamelle fallen ... und hob sie wieder an. Er musste sie natürlich sehen, bis zum Ende. Jetzt reckte Jennifer die Arme über dem Soldaten in die Luft, offen für ihn, empfänglich für das, was als Nächstes kam. Hingebungsvoll leckte sie ihn da, wo der mächtige Hals in die kräftige Schulter überging. Dass sie ausgerechnet in dem teuren Tresor, den ihr Gatte für sie beide gekauft hatte, noch dazu bei geöffneter Wohnungstür, unter einem anderen Mann lag, drang ihr offenbar in diesem Moment nicht ins Bewusstsein. Die Sekunden vergingen; der große Soldat stieß wieder und wieder in sie hinein, bis Jennifer ein letztes Zucken durchlief und kurz darauf ihn. Jennifer hob den Kopf und drückte dem Mann die Stirn an die Brust – Paul bildete sich ein, ihren kurzen Aufschrei zu hören – und dann war es vorüber.

Behutsam schloss er den Lamellenspalt und trat in die Dunkelheit seiner Karten zurück, die sich als stumme Zeugen um ihn versammelten, aus je einer anderen Etappe in der Geschichte dieser schnelllebigen Stadt, in der sich das Geschick zahlloser Menschen miteinander verwob.

Jahrzehnte, Jahrhunderte auf wenige Meter Wand komprimiert.

Wunsch und Traum, Drangsal und Begierde.